

Der Roman einer Verschwörung.

61

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„O nein, nein! Schicken Sie mich nicht fort! Uebrigens,“ fügte sie mit halber Stimme hinzu, während ihre Lippen erblaßten und sich zusammenpreßten, „wenn Sie mich zurückschicken, werde ich nicht nach Hause gehen. Ich gehe irgendwo hin, gleichviel, wo es sein mag.“

Fernand Roy sah sie prüfend mit wachsendem Stutzen an. „O“, begann sie wieder, „behalten Sie mich! Behalten Sie mich!“

Und als sie dies sagte, umklammerte sie mit ihren beiden Händen sein Handgelenk und drückte es mit außerordentlicher Kraft; auf den Fußspitzen stehend, näherte sie ihr Gesicht dem Fernand's, sah ihn lange an und wiederholte immer:

„Oh, schicken Sie mich nicht fort! Schicken Sie mich nicht fort!“

Schweigen entstand, während das Herz Juliette's zum Zerspringen schlug, aber sie ließ seine Hand nicht los und senkte den Kopf nicht. Ihre Lippen berührten die seinigen, und er, der strenge Mann, der Stoiker, schlug die Augen zuerst nieder; er stieß Juliette nicht zurück. Da lächelte sie, und noch lächelnd zerfloß sie in Thränen.

„Ich wußte wohl,“ sagte sie ganz leise, „daß Sie mich behalten würden . . .“

Nach dem Tode Fernand's kehrte Juliette nach Poitiers zurück. Sie besaß von Roy eine kleine Summe, die ausreichte, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, folglich war die Herrin Draukt übermittelte Notiz der Polizei ungenau in bezug auf diesen Punkt: Juliette besaß Existenzmittel.

Sie wollte mit Gewalt in Poitiers bleiben; zuerst hatte sie Schwierigkeiten, sich einzumietzen. Ihr Abenteuer hatte Aufsehen erregt, und nirgends, außer in den übelberüchtigten Straßen oder den gewöhnlichen Stadttheilen wollte man sie aufnehmen. Aber in diesen Vierteln sind die Straßen eng und düster. Schließlich hatte sie zwei Zimmer in einem alleinstehenden Hause auf dem Boulevard du Grand-Cerf gefunden, das zu jener Zeit fast leer stand und wo es außer diesem Hause nur noch von Fuhrleuten besuchte Herbergen gab. Juliette war nicht furchtsam. Für wenig Geld hatte sie zwei große Zimmer und viel frische Luft. Das eine der Zimmer ging auf den Boulevard hinaus, das andere hatte eine prächtige Aussicht über die Gärten und Hügel, die sich auf dieser Seite der Stadt zwischen der Rue des Hauts-Treilles, dem Gefängnis zur „Heimsuchung“ und dem Boulevard du Grand-Cerf hinzogen.

Zu der Zeit, da diese Geschichte beginnt, war Juliette Lesfrancois achtundzwanzig Jahre alt. Sie war äußerlich nicht älter geworden. Mit sechzehn Jahren schien sie älter, als sie wirklich war, und mit achtundzwanzig Jahren sah sie viel jünger aus. Sie war noch immer nicht hübsch, und wenn man dicht an ihr vorbeiging, konnte man sie sehr wohl nicht beachten; aber der, der dieses junge Weib einmal aufmerksam betrachtet hatte, besonders der, auf den ihr Blick sich gerichtet hatte, vergaß sie nie.

Sie kleidete sich wie eine Dame und folgte der Mode mit Discretion und Geschmack. Das ärgerte die braven Leute in Poitiers mehr als alles andere. Man hätte ihr leichtsinnige Streiche verziehen, aber wie konnte man dulden, daß die Tochter eines gewöhnlichen Trödlers einen Hut von neapolitanischem Stroh und einen Regenmantel à la Nina mit Besatz von Stahlperlen trug? Eine solche Aufführung ließ in den Augen der Bürger auf eine tiefe Unsitlichkeit schließen.

Zu dem Besuche bei Herrn Draukt hatte Juliette Lesfrancois sich ebenso gekleidet und einen Hut in Tschakoforn nach der neuesten Mode aufgesetzt. Nur ihr Kleid mit hochgeschlossener Taille war von dunkler Farbe. Sie hatte das helle Geld, das die Lieblingsfarbe der eleganten Welt damals war, nicht angenommen. Sie trug auch keine Hortensiabänder, da die Hortensia eine bei der Regierung beliebte Blume war.

Als Juliette das Zimmer des Untersuchungsrichters ver-

lassen hatte, stieg sie mit langsamen Schritten die Rue de la Brévôté hinan. Sie war anscheinend sehr ruhig, und niemand hätte vermuthen können, daß sie mit Herrn Draukt eine so erregte Unterhaltung geführt hatte. An der Place Saint-Didier vor dem Justizpalast blieb sie eine Sekunde stehen; der Platz war leer und sie setzte ihren Weg fort. In der Rue de la Mairie, einer der belebtesten der Stadt, stieß sie, als sie etwas zerstreut auf dem schmalen Bürgersteig ging, an einen alten Herrn, der aus der entgegengesetzten Richtung kam.

Dieser alte Herr trug einen Zopf, welcher auf den Schultern beim Gehen hin und her hüpfte, und war in einen sehr kurzen, karrirten Schooßrock mit ungeheurem Kragen und Keulenärmeln gekleidet. Sein kurzes Beinleid war zimmetfarben. Er entschuldigte sich sehr höflich und trat, um Juliette Lesfrancois Platz zu machen, nach links. Aber da diese im selben Augenblick nach rechts ausbog, so stießen sie beinahe wieder mit den Nasen zusammen. Der alte Herr verdoppelte seine Entschuldigungen. Dies alles ging ganz schnell vor sich, aber während er sich tausendmal entschuldigte, fand er Zeit, geschwind zu sagen: „Morgen in der St. Hilariuskirche während der Mittagsmesse vor der Kapelle der Jungfrau. Juliette sah ihn, ohne zu antworten starr an; aber er entfernte sich schon, während er wiederholte: „Bitte tausendmal um Entschuldigung, schöne Dame!“

Juliette war auf der Höhe der Rue des Basses-Treilles angekommen, durch die sie gehen mußte, um nach Hause zu kommen. Trotzdem ging sie weiter bis zur Place d'Armes. Dort schlug inmitten eines Kreises von Kindern und Müßiggängern ein großer Straßensänger mit langem Bart und langen Haaren die Mandoline und sang Lieder in neapolitanischer Mundart. Juliette blieb stehen bis zu dem Augenblick, da er die Almosen einsammelte. Als er sich ihr näherte und seinen spitzen Hut hielt, ließ sie eine mit dem Wille der Republik geprägte Münze hineinfallen. Dann ging sie bis zum Boulevard du Grand-Cerf, ohne den Kopf zu wenden. Aber, wie alle Frauen es einzurichten verstehen, so hatte sie nichts desto weniger hinter sich gesehen und als sie die Thür öffnete, wußte sie genau, daß sie verfolgt worden war.

IX.

Als Juliette Lesfrancois das Cabinet des Untersuchungsrichters verlassen hatte, war Herr Draukt ganz bestürzt. Er, ein im Dienste der Polizei groß gewordener Beamter war von einer Frau besiegt worden. Er hatte sich bloßgestellt und nichts erreicht. Um das Maß des Unangenehmen voll zu machen, schalt Stunde ihn und schmollte mit ihm; und er fühlte wohl, daß er am Abend Verjöhnungsversuche machen und die Kosten davon tragen müsse.

Draukt sah das Leben in düsteren Farben vor sich. Wenn er noch, um sich zu rächen, das unverehelichte Mädchen hätte verhaften lassen können, so würde ihn das getröstet haben. Vielleicht konnte er sie auch, wenn sie erst einmal hinter Schloß und Riegel war, zwingen, sich vor ihm zu demüthigen. Aber nein, er hatte mit bezug hierauf die strengsten Befehle, und es war ihm untersagt, ohne vorherige telegraphische Anfrage beim Polizeiminister zu einer neuen Verhaftung zu schreiben. Im vergangenen Monat hatte er angefragt, ob es nicht angebracht wäre, den jüngeren Bruder von Pierre Rochereuil einzufakeln, und man hatte nicht einmal geruht, ihm zu antworten.

Drei Tage später hatte er einen Brief empfangen, in welchem der Kabinettschef des Herzogs von Novigo ihm in höflichen Ausdrücken erklärte, daß er ein einfältiger Tropf sei: „Man hat sich ohnehin schon zu sehr beeilt,“ sagte der Brief, „den älteren Rochereuil und den Abbé Georget zu verhaften. Der Fehler ist nun einmal gemacht; aber wir wollen wenigstens keinen neuen begehen. Wenn wir nicht einige der kompromittirten Personen in Freiheit lassen, wie wollen wir dann die Wahrheit erfahren? Der Herr Untersuchungsrichter rechne doch wohl nicht darauf, daß Rochereuil und der Abbé Georget Aussagen machen würden?“ Uebrigens würde die Sache nach dem Urtheil des Herzogs von Novigo mit jedem Tage erstirbt, und der Untersuchungsrichter würde hierdurch benachrichtigt, daß einer der geschicktesten Agenten des Ministeriums nach Poitiers abreisen sollte. Dieser Beamte würde sich dem Untersuchungsrichter zur Verfügung stellen, der nicht

handeln sollte, ohne die Rathschläge dieses Mannes gehört zu haben. Zum Schluß beglückwünschte der Kabinettschef im Namen Sr. Excellenz des Ministers Herrn Drault wegen seiner treuen Dienste und seiner Hingebung für die Sache. Seine Majestät der Kaiser würden bei seiner Rückkehr nach Paris davon unterrichtet werden.

„Höfliches Weihwasser!“ hatte Drault gemurmelt, als er diesen Brief empfing. „Mit all dem nimmt man mir die Untersuchung. All diese Dinge treffen nur mich.“

In etwas irrte Drault sich. In politischen Prozessen leiteten zu jener Zeit die Untersuchungsrichter niemals die Untersuchung; die Polizei gab ihnen die zugeschnittene Arbeit und ein genau vorgezeichnetes Programm. Sie mochten es wohl bei Seite schieben, konnten es aber nicht. Diese unglückseligen Beamten stauden zwischen den Angeklagten, die schwiegen oder leugneten, und den Hintermännern der Polizei. Manchmal befand sich darunter ein Spizel, und die Richter hatten nicht einmal die Genugthuung, ihn zu kennen. Der Polizei lag fast immer ebenso viel wie den Versuchswörtern daran, einen Theil der Wahrheit zu verbergen. Daher kam es, daß die meisten politischen Prozesse so dunkel und unaufgeklärt blieben.

„Ja, man nimmt mir die Untersuchung,“ wiederholte Drault, „und wenn ich nicht vor der Ankunft dieses vermischten Agenten am Ziele bin, dann bin ich ein abgethaner Mann; dann bleibe ich mein Leben lang Richter in Poitiers. Was thun? Die letzte Karte, die ich auf dieses Mädchen setzte, habe ich verloren. Aber dieser Abgesandte des Ministers zögert so lange mit seiner Ankunft. Seit länger als einem Monat ist er mir gemeldet. Sollte er etwa schon hier sein? Oder vielleicht haben sie mir da unten in Paris, als sie mir Aufschub gaben, zeigen wollen, wie unfähig ich bin, die Sache richtig zu führen?“

Solcher Art waren die Betrachtungen, die Herr Drault anstellte. Dieser arme Beamte war umso mehr in Verwirrung, als er beabsichtigte, sich zu verheirathen, wenn es auch nur geschah, um sich Gunde's zu entledigen, die ihm eine Last war. Er verhehlte sich nicht, daß er mit seinem dürftigen Gehalt als Richter und der geringen Achtung, die man ihm in der Stadt zollte, nur eine wenig vortheilhafte Heirath machen würde. Als Präsident oder Rath dagegen hinderte ihn nichts, sich um die Hand von Fräulein Tardivel, einem sitzigen Mädchen von dreißig Jahren und 100 000 Franks Mitgift zu bewerben. Ohne diese war sie häßlich und hatte keine Hoffnungen, begehrte zu werden. Aber 100 000 Franks baar, welche Reize, welch entzückendes Mädchen!

Die Stunde war gekommen, in der Drault sich nach dem Justizpalast begeben mußte. Unter den Arm schob er das Astlenbündel Rochereuil, die theuren Aktien, auf die er so viele Lustschlösser gebaut hatte, nahm seinen Stod mit dem Schnabelkopf (ein Geschenk von Gunde zum Namenstag) und ging nach der Place Saint-Didier. Im Palast angekommen, schritt er, ohne jemanden zu sehen, so sehr war er in seine Gedanken vertieft, durch die große Vorhalle, den ehemaligen Saal der Leibwachen des Herzogs von Aquitanien, wo mehrere Advokaten, das Barett auf dem Ohr und den Kragen tief im Nacken auf und nieder gingen.

In dem Gange, der zu seinem Kabinet führte, näherten sich Drault Maitre Bréhard und Maitre Boniveau, zu jener Zeit die beiden Könige unter den Rechtsanwäite von Poitiers. Sie gehörten zu denen, die ein freies Wort lieben und mit denen die Richter es nicht gerne verderben.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ein paar Berliner Schriftsteller haben sich zusammengefunden und bombardiren alle Welt mit Briefen, worin sie von Gelehrten und Künstlern, Politikern und Zeitungsschreibern eine Erklärung darüber wünschen, wie die Herren über Majestätsbeleidigungen denken. Also eine Umfrage in aller Form. Eine Umfrage, wie sie heutzutage üblich, man möchte fast sagen, zum wohlfeiten Sport geworden ist. Was ist nicht schon Gegenstand dieser Umfragen geworden? Heute will einer wissen, warum die Menschen beim Stiffen die Augen zu schließen pflegen; und morgen verlangt man „aus dem Jenseits des Künstlers“ eine bezeichnende Auskunft über die geheimnißvolle Art künstlerischen Schaffens. Wenn also neuerdings Literaten auf die Idee kommen, eine „Enquete der Geister“ betreffs der Majestätsbeleidigung und merkwürdiger Beleidigungsprozesse anzustellen, so wollen diese Literaten damit ausdrücken, daß nach ihrer Meinung die Frage der Majestätsbeleidigung auf aktuellste Volksthümlichkeit zu rechnen habe. Auch das ist in seiner Art bezeichnend;

und die vielberufenen Gerichtsprozesse der jüngsten Tage werden dem besprochenen Literaten-Unternehmen gewiß förderlich sein.

Man kann sich wohl lebhaft vorstellen, was aus der „Enquete der Geister“ hervorgehen wird. Schön gedrehte neue Redensarten werden in Fülle auftauchen, und das über ein Thema, über welches die vorgeschrittenen Menschen im vergangenen Jahrhundert längst schon enig waren. Gut gemeinte, aber im Grunde papierene Proteste; papierene schon darum, weil dem energischen Gefühl nicht das gleich energische Wort folgen kann. Denn dies Wort selbst könnte wieder zu einem Prozeß führen. Wenn auf der einzigen Stätte, wo das freie Wort noch geschützt ist, nicht kraftvoll protestirt wird, nicht so, daß man die Dinge beim rechten Namen nennt, — die papiernen Widersprüche werden nicht viel ausmachen.

Das schöne Schlagwort ist bald gefunden und leicht angewandt. Hat's doch selbst der behäbige bayerische Finanzminister Herr v. Riedel am Freitag wie ein Tribunal der Münchener Kammer entgegengedonnert: Wehe dem Staate, rief er aus, wo die freie Forschung der Wissenschaften beeinträchtigt wird. Das ist doch mal ein Kernwort; wehe, wenn Herr v. Riedel einmal darauf festgenagelt würde. Der Minister hat den Professor Brentano damit in Schutz genommen. Wehe, wenn das in Preußen jene Herren erfahren, die schon längst in gerechtem Unmuth über die unproduktive Professorenwirthschaft erboht sind. Was einem so über die Lippen sprudelt, wenn man beredter bayerischer Finanzminister ist. Oder sollte das Wort gar eine partikularistische Spitze gehabt haben? Nun, Herr v. Riedel weiß, solch Wort nimmt sich schön dekorativ aus und macht bei den Leuten beliebt, ohne im Einzelfalle allzu streng zu verpflichten.

Ach, es ist heutzutage so vieles rein dekorativ! Man schreibt dekorativ, man spricht dekorativ, man macht dekorative Politik für den Glanz nach außen; was wunder, daß auch die dekorative Wohlthätigkeit, eine alte Bekannte, frisch aufblüht. Nur zu nichts streng verpflichtet, sagt der Stadtverordnete der Haupt- und Residenzstadt Berlin, Herr Baumgarten. Wozu soll Herr Baumgarten sich sozialpolitisch belehren lassen? Er mag die sozialpolitische Brüste nicht betreten, von der niemand wissen könne, wohin sie führe. Ist man bis jetzt mit der Wohlthätigkeit ausgekommen, so mag's dabei sein Bewenden haben. Also der brüdenscheue Herr Baumgarten, der durchaus nicht festgestellt wissen will, wie viel Kinder je nach der milderen oder rauheren Jahreszeit hungrig und also mit geschwächter Geistesenergie zur Schule gehen müssen; zu viel Wissen macht Kopfschmerzen; und dann kommt die Verderbtheit kindlicher Jugend. Jedermann kennt die Entrüstung des Unteroffiziers, der seine Leute anschauzte, sie thäten am liebsten nichts anderes, als sich mit Kammisbrot voll schlampampen. Gerade so würde es die nichtsnutzige Jugend halten. Die begehlichen Bengel würden aus reinem Muthwillen in kostbaren Frühstücksstücken schwelgen und danach der guten Stadt zum Dank noch eine lange Nase drehen. Man weiß ja, wie Kinder gerne schlecken und naschen. Man dürfe auch die Trägheit der Eltern nicht unterstützen. Nun hat solch armes Kind einmal das Glück, daß es sich der Gemeinschaft durch Austragen lieblich frischen Gebäcks zum Beispiel an frostkalten Wintermorgen nützlich machen kann; wie dies Kind im Bewußtsein früh-erfüllter Pflicht treppauf treppab klappt, wie es durch die Gassen eilt, einem ununteren Bieselchen vergleichbar. Dann bekommt es die schönen Bazen als Lohn in die kleinen Händchen gedrückt. Da mag's denn im kindlichen Ueberreifer vorkommen, daß die nützliche Thätigkeit solchen Kindes sich weit ausdehnt und das Frühstück darüber vergessen wird. Soll man solcher Lappalien wegen auf die frühbereite Kinderarbeit verzichten? Herr Baumgarten ruft ein strammes, unentwegtes: Nein! Und soll man nach nächstem statistischer Aufstellung die hungerrnden Kinder bewirthen, ohne auf ihre empfänglichen Herzen Einfluß zu üben? Solch Kind könnte am Ende annehmen, es müßte so sein, es hätte ein Recht, seinen Hunger stillen zu dürfen, ehe es die Pflicht habe, dem Schulvortrag mit dem Aufgebot seiner jungen Kraft zu folgen. Vor solchen nichtsnutzigen Verallgemeinerungen schlägt die Wohlthat. Es liegt etwas Feierlich-Nährfames in ihr. Sie bewegt den Geber, wie den Empfänger. Das Kind, das sich nach Wahl, nicht nach statistischen Gebühungen an einer Wohlfahrts-Einrichtung erquid, wird zugleich jätlich darauf aufmerksam gemacht, daß es an einem Zerk der Barmherzigkeit theilnehme und daß es zu Dank verpflichtet werde. Es soll frühzeitig lernen, die Schrippe, die es zum Munde führt, zugleich mit Dankesthränen zu begießen. Das dämpft fürs fernere Leben den Uebermuth und den aufbegehlichen Trost. — Ob, sie sind weise! Und so furchtbar empfindsam!

Ein häßliches Stück ähnlich gearteter, dekorativ zur Schau getragener Empfindsamkeit spielte sich in den jüngsten Tagen auf anderem Gebiete ab. Die Handschrift von Körner's Trauerspiel „Prinzi“ wurde in Sachsen verteidigt. In der kaiserlichen Biede, die unlängst bei den Magyaren so lauten Widerspruch fand, wurde des Prinzi und seines Heldentodes gedacht. Darum sollte Körner's Handschrift als kostbare Reliquie nach Oien-Pest wandern. In der That fand sich ein Ungar mit Namen Bosonyi, der das Manuscript, sei es aus Enthusiasmus, sei es aus Eitelkeit, um jeden Preis erwerben wollte. Er erstand das Gedicht auch um mehr als 2000 R. Darob große Entrüstung unter den deutschen Nationalisten. Das handschriftliche Werk hätte in Deutschland bleiben müssen. Der bekannte Brochhaus rief: es ist

eine Schande. Als ob es sich um eine wirklich theure Sache handelte, erhitzen sich die Köpfe; und es handelt sich doch um ein unreifes Drama eines schwachen Schiller-Epigonen! Man gönnte aber schließlich dem Ungarn den erkauften Schatz und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ein deutscher Dichter das Ungarland, wie keiner der ungarischen Poeten selber, reichlich gepriesen hätte. So wenigstens war in unzähligen deutschen Blättern zu lesen. Nicht einmal Petöfi, der einzige genialische, ursprüngliche Dichter, den das Magyarenthum bisher hervorgebracht hat, habe seine Heimath verheerlich, Merkwürdige Unkenntnis bei merkwürdiger Einbildung. Petöfi, der Dichtersjüngling, der für sein Vaterland im Kampfe fiel, wie Körner auch, hat einmal ein winziges Gedichtchen geschrieben, das in deutscher Uebersetzung also lautet:

Und giebt für Gottes Gut
Die Welt man aus,
So ist mein Ungarn dran
Der Blumenfrau!

Die ganze getragene Deklamation Körner's gäbe ich gern hin für die volksliedmäßige Empfindung in dem vierzeiligen Vers, der in der Ursprache wie ein heller Zauberzettel klingen soll. Alpha.

Kleines Feuilleton.

— **Erworbene Immunität gegen Insektenstiche.** Ein Korrespondent der englischen Zeitschrift „Nature“ macht auf die mehr oder weniger vollständige Immunität der Bewohner seiner Heimath (Salem, Massachusetts) gegen die Stiche der Moskito's aufmerksam. Während die Neulinggewanderten ebenso wie die Kinder von diesen Stichen stark leiden, sah sie Herr Morse nach Verkauf einiger Zeit mehr oder weniger unempfindlich dagegen werden. Das Gift verliert infolge der oft wiederholten Impfungen immer mehr an Wirksamkeit, und während zuerst schmerzhaft Schwellungen am ganzen Körper eintreten, sind später die Stichstellen kaum noch zu erkennen. Wir können etwas Ähnliches bei allen Großstädtern sehen, die im Frühjahr, wenn sie feuchte Sümpfwälder besuchten, zum Theil — denn die Empfänglichkeit ist individuell sehr verschieden — stark von Mücken- und Schnadenstichen leiden, während die Landbewohner längst dagegen abgehärtet sind. Uebrigens ist diese erworbene Immunität gegen Mückenstiche, die ein Seitenstück im Kleinen zu der in neuester Zeit erprobten Schlangengift-Immunität darstellt, schon früher beobachtet worden, und bereits 1781 schrieb der deutsche Militärarzt David Schöpel, welcher mit den Ausbacher-Bayreuther Soldaten den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitmachte, in seinen an Professor Delius in Erlangen gerichteten Briefen über „Klima und Krankheiten Amerikas“: „Bei den Neuankömmlingen verursacht während des ersten Jahres jeder Moskito'stich eine Pustel, später aber bleiben diese Stiche ohne Wirkung.“ Herr White, ein angesehener Dermatologe Boston's, stellte über den Vorgang dieser Abhärtung schon vor einem Vierteljahrhundert eingehende Studien an und veröffentlichte im Bostoner „Medical and Surgical-Journal“ (1871) eine Abhandlung „über den von der menschlichen Haut und den anderen Geweben nach wiederholten Einimpfungen erworbenen Schutz gegen gewisse Gifte“. Wie übrigens Herr D. Flanery in einer späteren Nummer derselben Zeitschrift berichtet, bedürfen viele Eingeborene in jedem Frühjahr eine Neu-Immunität gegen diese Plagegeister, und alljährlich rufen die ersten Stiche lebhafteste Anschwellungen hervor, die darauf bald nachlassen. — (Prometheus.)

Theater.

Frau Réjane hat ihr Gastspiel am Freitag beschlossen. Sie nahm in einer ihrer modernsten Rollen, in Donnay's „Doulourense“ Abschied vom Berliner Publikum, das sie nun doch als eine Schauspielerin von erstem Range schätzen lernte. Ihre besondere künstlerische Art wußte nicht auf den ersten Schlag zu erobern. Aber von Rolle zu Rolle wuchs die Werthschätzung von Frau Réjane. Daß sie ihre Kunstmittel glänzend beherrscht, eine Folge unausgesetzter Arbeit, war dem Beurtheiler bald klar; Frau Réjane ist nicht schön, was man so im allgemeinen schön nennt. Aber es sprüht und blüht auf ihrem Gesicht von Geist; und ein prächtig schmiegamer Leib geborcht im Nu dem leisesten künstlerischen Willen. Jetzt redt sich die Gestalt im Affekt, energisch, kräftig; ein jäher Wechsel der Empfindung, und schlaff werden die Gliedmaßen, ein Bild niedergebengter Betrübniß erwacht. Das kann nicht durch Virtuositäthum allein erklärt werden; ein sein bestimmtes Temperament, das selbst ganz leisen Schwingungen des Gemüths dienlich ist, bricht durch. Man hat im Neuen Theater das Schauspiel La Doulourense ausgelacht. La Doulourense ist auch in französischer Originalausführung kein schwerwiegendes Poetenstück. Aber diese leicht zerfallenden Feuilletons, der leise, schwermüthige Reiz, der die Hauptgestalten der Komödie umgiebt, wirken in französischer Spielweise eben anders. Sie geben Geist von ihrem Geiste und treffen die Muse. Leichtes wird leicht, Empfindungsschweres schwer genommen, ohne daß es zur Tragödie sich auswüchse. Die Gesellschaft, in der Donnay's Drama spielt, erlebt keine erschütternden Tragödien.

Frau Ardan sieht in der Morgenfrühe mit ihrem Liebsten zum Fenster hinaus. In ihrem Hause eine üppige Soirée, draußen stampfen die ersten Arbeiter den Boden. Frau Ardan macht ein paar Anmerkungen. Die Weltbame wird nachdenklich, für einen Augenblick sogar ernst und trüb gestimmt. Mit dem Handrücken fährt sie los über die Stirne. Verfliegen sind die Wolken, vorbei ist

die düstere Improvisation. Bei uns nahm sich die Szene wie eine grell betonte Satire aus; was wie ein Hauch, eine flüchtige Improvisation berühren sollte, wurde pathetisch. Frau Ardan hat mit ihrem Liebhaber eine Auseinandersetzung gehabt. Sie hat einen schweren Nummer erfahren. Noch sind ihre Augen thränenfeucht, da zieht sie ihr Puderquäschen aus der Tasche und verwischt die Thränen Spuren, ehe sie auf die Straße tritt. Bei uns war es, als sei das eine satirische Karrikatur. Die Männer riefen: So sind die Weiber, und die Frauen waren sittlich entrüstet. Bei Frau Réjane konnte man denken: So ist dies Weib. Ein komplizirtes Geschöpf, Gebrochen und voll Schwermuth, wird sie nicht außer acht lassen, was sich schickt. Sie thut's ungezwungen, das mechanische Geschäft einer Weltbame. Um so energischer heben sich in dieser Auffassung die Naturlaute ab. Als Frau Ardan erfährt, eine Nebenbuhlerin kämpfe um ihren Bräutigam, eine Nebenbuhlerin habe ihr Geheimniß preisgegeben, reißt der Aufruhr sie zur Behemung hin. Um so ergreifender wird der schritte Naturlaut. — In ein paar Augenblicken hat die Dame sich auf sich selbst wieder besonnen und mit schneidiger Ironie behandelt sie den Mann, der selber schuldig, sich zum Richter aufwirft. — Wie Frau Réjane all das, was wie jeweilige Improvisation in raschem Wechsel vorüberreißt, dennoch Aug zusammenfaßt, das macht ihre Meisterschaft aus.

Im tiefsten Sinn erschüttern, wie die größten tragischen Schauspielerinnen, kann sie nicht; das entspricht auch nicht dem Wesen der „Comédienne“. Aber zu Lust und Leid lebhaft bewegen kann sie, wie nur Bühnenkünstlerinnen von ganz besonderem Temperament, wie nur ganz reizvolle, reiche Individualitäten vermögen. —

Musik.

— **or.** Aus der Woche. Die philharmonischen Konzerte, in welchen unter Bülow's Leitung oft die zarresten Eigenthümlichkeiten und die feurigsten Mancirungen musikalischer Kunstwerke ausgeprägt wurden, stehen seit drei Jahren unter der Führung von Arthur Nikisch, dem Dirigenten der Leipziger Gewandhaus-Konzerte. Er besitzt einen klar disponirenden Kopf, welcher mit Eifer selbst in die widerstrebendste Materie Licht zu bringen sucht, und ein Kunstempfinden, welches sich oft überraschende Originalitäten erlaubt, die ebenso alzu enthusiastisch überwiegen, als abspiechend unterschätzt werden. Jedenfalls ist Nikisch eine Individualität, welche für ihre Angriffe auf mannigfache Auffassungstraditionen mit der Autorität einer ungeahnten Darstellungskunst entschädigt und bei aller Ehrfurcht vor den Prinzipien der Tonkunst seiner fruchtbaren Einbildungskraft Spielraum gewährt. So war es erkranklich, mit welcher seinen Mitteln er in der „Freischütz“-Ouvertüre, der Einführungsnummer des ersten der zehn Abende umfassenden Konzerte, die Phantasie anregte. Wagner hat zwar für die Herausarbeitung der malerischen und dramatischen Elemente, welche der Einleitung dieser deutschen Volksoper Werk und Charakter verleihen, die Direktive gegeben; Nikisch geht, ohne den klassischen Geist dieser reinsten aller Theatermusik zu verletzen, vielleicht noch weiter und erzielt im Adagio-Theile durch reizvolle Pianoabstufungen und später durch die blendende Energie der Bleckakorde die seltenen Wirkungen eines echten poetischen Realismus. Für die folgende dritte Symphonie von Brahms in F-Dur, welche von der gräblichenen Rhetorik dieses Meisters fast ganz frei ist und in jedem Satz kleine Wunder von Melodie, Form und Verstand enthält, bewahrt Nikisch und seine Künstler-schaar die Reinheit jenes Stils, welcher für die stille Nachdenklichkeit und die zögernde Natur Brahms'schen Schaffens so charakteristisch ist. In dem d-moll-Klavierkonzert von Rubinstein, in welchem die thematischen Banalitäten den prachtvoll behandelten Klavierpart überstatten, ließ Frau Carreno die glühende Energie ihrer ausdrucksvollen Virtuosität bewundern.

Auch die Ouvertüre zur Wagner'schen Jugend-Oper, „Die Feen“, brachte das Programm. Den Schluß machte Wagner's Vorspiel zu den „Meistersingern“, eine virtuose Leistung des Orchesters und dessen Führers, dem wir in diesem Falle nur den gefährlichen Mangel an freiem musikalischen Humor vorzuhalten hätten.

In der Oper schien, dem außerordentlichen Besuche nach zu schließen, die Wiederholung von Wagner's „Nibelungenring“ ein wirkliches Bedürfnis gewesen zu sein. Die Besetzung war die gleiche geblieben, bis auf Herrn Kraus, der in den letzten beiden Theilen der Tetralogie den „Siegfried“ sang. Die geradz für die deutsche Idealfigur prädestinirte Erscheinung, die ausdauernde Stimme, fesselnde Züge unverfälschten poetischen Empfindens und die große Tugend überzeugenden pathetischen Ausdrucks hat Herr Kraus vor Birgstaßer, dem Bayreuther Siegfried, voraus; aber in der musikalischen Durcharbeitung, von welcher doch die geistige abhängig ist, unterliegt er diesem völlig. Von der sich- und hörbaren Arbeit der rhythmusbeschwernten Deklamation und von dem Kapellmeisterstabe muß sich Herr Kraus emanzipiren, dann wird man seine heute schon achtungswerthe Leistung als eine wirkliche schöpferische Reproduktion zu schätzen vermögen. —

Kulturhistorisches.

— **Jagd wuth.** Der Marschall von Sachsen tödtete in den Jahren von 1611—1656 nicht weniger als 110 960 Stück Wild. Das Gewicht der Hirsche betrug oft mehr als 850 Pfund. Johann Georg von Sachsen schlug die Krone Böhmens aus, weil er nichts von einem Lande hören wollte, „in dem die Jagd nicht so schön wie in Sachsen

war." Auch war dies: Kist ein solcher Wildliebhaber, daß er für ein besonders schönes Geweih dem Kurfürsten von Brandenburg eine Kompanie Grenadiere abtrat. Für ein anderes Geweih gab ein Herzog von Württemberg ein Dorf. Für ein drittes bot ein Pommer 600 000 Mark in damaligem Gelde, die zurückgewiesen wurden. An dem Platz, wo selten schöne Hirsche getödtet worden waren, errichtete man Denkmäler, baute man Kirchen und Klöster. Einer der beliebtesten Sports für die Hofdamen war der Fuchssprung. Die Theilnehmer verammelten sich auf einem von Hecken umgebenen Felde und hielten Leinwandstreifen in den Händen, mit denen es sich durch ein geschicktes plötzliches Anziehen darum handelte, die Thiere in die Luft zu schleudern. Der Erfinder dieses Spiels war August der Starke. Den Fuchs erlegte man bei diesem Spiel zuweilen durch ein Wildschwein oder eine Wildkatze. —

Aus dem Thierreiche.

— Ueber afrikanische Wildtauben sprach unlängst in der deutschen ornithologischen Gesellschaft Dr. Reichenow. Von den vier Familien taubenartiger Vögel, die heute leben, sind im tropischen Afrika nur zwei vertreten, die Fruchttauben und die Baumtauben, letztere durch sieben verschiedene Gattungen. Die Papageitauben tragen ihren Namen wegen ihres vorherrschend grünen Gefieders und ihres kräftigen, an der Spitze stark verdickten und häufig gebogenen Schnabels. Sie sind weit über die Tropen der alten Welt verbreitet, kommen aber in Bapauiasien, Australien und Polynesien nicht vor. In Afrika sind sechs verschiedene Arten zu Hause, die in größeren Flügen dicht besetzte Bäume und Gebüsche bewohnen und durch ihr Hin- und Herflattern an den von ihnen besuchten Orten einen ziemlichen Lärm verursachen. Ihre Stimme ist eigenartig und erinnert etwas an den Ruf einer kleinen Gule. Sie leben vorwiegend von Früchten. Je eine Art lebt in Nordost-Afrika, in West-Afrika, in Südwest-Afrika, im Zambesi-Gebiet und in Ost-Afrika. An der Sansibarliste findet sich daneben noch eine zweite, kleinere Art. Von den Baumtauben sind die Turteltauben am zahlreichsten vertreten, sehr nahe Verwandte unserer deutschen Turteltaube und der südenropäischen Nachttaube. Sie bewohnen in großen Schaaeren die Ebenen, nisten in Ost-Afrika auf den Akazienbäumen, fallen häufig in die Durra-, Reis- und Mamasfelder ein und meiden das Innere der Wälder. In West-Afrika sind sie nur durch wenige Arten vertreten, mannigfaltig aber im afrikanischen Steppengebiet vorhanden. In Deutsch-Ost-Afrika findet man fünf Arten neben einander. Von der eigentlichen Baumtaube kennt man aus Afrika sieben Spezies, von denen zwei, die Guineataube und die Fleckenbrusttaube in Deutsch-Ost-Afrika leben. Mit ihnen nahe verwandt sind die schönen Kupfertauben, deren Nacken metallisch glänzt, und von denen fünf Arten sich in das tropische Afrika von Gebiet zu Gebiet theilen. Sehr selten sind die Slaplopelia-Arten mit zimmetrothen oder weißlichen Unterschwanzdecken. Einige von ihnen haben eine weiß: Stirn und metallisch glänzenden Nacken und ebenso gefärbte Brust. Man kennt von ihnen sechs Arten, von denen zwei auf den westafrikanischen Inseln, eine in Kamerun, eine im Zambesi-Gebiete, eine andere in Nordost-Afrika und die sechste in Süd-Afrika lebt. Die Tamburinttaube, die Stahlstrecktaube und das langschwänzige Kapläubchen sind weit über Afrika verbreitet; während aber die beiden ersten auch in West-Afrika wohlbekannt sind, ist die letztere Art nur in Süd- und Ostafrika zu Hause. Für West-Afrika charakteristisch sind die niedlichen Zimmettauben, die metallisch glänzende Flecke auf den Flügeln haben und deren Kopf kobaltblau ist. Im ganzen kennt man aus dem tropischen Afrika nicht weniger als 42 Taubenarten; davon sind 37 im Berliner Museum für Naturkunde vertreten. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Heimath des Weinstocks. Bisher wurde der Orient für das Vaterland der Rebe gehalten. Die Alterthumsforschung der Neuzeit will indes die Heimath des Weinstocks nach den Mittelmeerländern verlegen. Der französische Professor der Anthropologie, Gabriel de Mortillet, beweist dies an der Hand zahlreicher Funde aus der prähistorischen Zeit, die in verschiedenen Gegenden Frankreichs gemacht worden sind. Im quaternären Luffgestein der Umgebung von Niz in der Provence wurden neben denjenigen der Gebeine des prähistorischen Elefanten auch die Abdrücke der Weinrebe gefunden und von den Gelehrten als unserem heutigen Weinstock vollkommen ähnlich erkannt. Dementsprechende Funde machte man auch bei Montpellier im Hérault-Departement und in Besac im Puy-de-Dôme. Die Existenz des paläolithischen oder quaternären Weinstocks ist für Südfrankreich erwiesen und nur für Mittel- und Nordfrankreich zweifelhaft. Auch in der Champagne im Luffstein von Séjarne wurde die Vitis praevinifera, wie sie zum Unterscheid von der heutigen Vitis vinifera genannt wird, entdeckt. In Italien hat man sie im Tertiärgestein gefunden. Die Heimath des Weinstocks ist demnach das Abendland, und es erscheint viel eher möglich, daß er von hier aus nach dem Morgenland gebracht wurde.

Geographisches.

io. Ueber die Entdeckung von großartigen Höhlen in Transvaal, 18 Kilometer nordwestlich von dem

lehtin so bekannt gewordenen Orte Krügerdorp, erfahren wir aus "Englisch Mechanic" folgendes: Seit mehreren Monaten machte man im Kalksteine dieser Gegend Sprengungen mit Dynamit und fand sich nach einer der letzten Explosionen plötzlich einer tiefen Höhlung gegenüber. Mehrere Männer wurden an Seilen in die Höhle hinabgelassen und stellten fest, daß sie sich am Eingange einer Reihe wundervoller Höhlen befänden. Die mitgenommenen Lichter wurden von tausenden von Stalaktiten der verschiedensten Formen und Größen zurückgeworfen, was einen Anblick von überwältigender Wirkung gab. Die unterirdischen Höhlen sollen sich etwa in einer Tiefe von 50 Metern unter der Oberfläche befinden. —

Technisches.

k. Zur Verhütung von Unglücksfällen in Bergwerken, chemischen Fabriken u. s. w. ist eine neue einfache Vorrichtung zum Anzeigen des Auftretens schädlicher Gase bestimmt, die unlängst patentirt worden ist. Die Vorrichtung zeigt auf eine ganz einfache Weise das Auftreten schädlicher Gase; sie besteht aus einer elektrischen Bogenlampe ohne Glasglocke, die nur von einem Drahtnetz, einem sogenannten Davy'schen Sicherheitsnetz umgeben ist, und einer in den Stromkreis eingeschalteten Alarmglocke. Wenn nun irgendwelche fremde Gase in der Luft vorhanden sind, oder in den Raum, wo sich die Bogenlampe befindet, gelangen, so veranlassen sie, z. B. Stidstoff, bei ihrem Durchgang durch das Davy'sche Sicherheitsnetz ein schlechteres Brennen der Lampe. Ein mit der Lampe verbundenes Ampèremeter, ein Instrument, das zur Abmessung der Stromintensität dient, schließt dann den zur Alarmglocke führenden Stromkreis und dadurch wird das Alarmwerk zum Läuten gebracht, so daß die in dem betreffenden Räume befindlichen Arbeiter auf die nahende Gefahr aufmerksam gemacht werden. —

Humoristisches.

— Die drei Wünsche. Herr Harmlos sah abends mit Gattin und einigen befreundeten Familien in einem Wirtschaftsgarten. Da wurden plötzlich einige Sternschnuppen beobachtet. Jedermann beeilte sich, nach bekannten Mustern rasch drei Wünsche auszusprechen; natürlich: recht viel Geld, Gesundheit, langes Leben u. s. w. Herr Harmlos aber wollte sich bei seinem Gespons einschmeicheln und sagte: "Und ich wünsche mir: erstens noch so ein liebes, nettes Weiberl, wie ich eins hab', und zweitens noch einmal ein solches, und drittens noch einmal eins!" Und patzch! patzch! patzch! hatte er drei süßen, wie er sich's nicht besser wünschen konnte, und "Wart, Du elendiger Törl!" erscholl die Stimme seines lieben, netten Weiberls. —

— Was er fährt. Ein Bäuerlein aus der Haidegegend bei Hannover kommt in die Stadt zu einem bekannten Fahrradhändler, um für einen Nachbarn einen neuen Pneumatik zu kaufen. "Eck schön!" sagt der Bauer, "für meinen Raber einen Reifen für das Hinterrad mehe bringen, hett se den wull?" — "Jawohl! Aber sagen Sie mal, was fährt denn der Mann? Ich muß wissen, was er fährt." — "Sau, det mötet Sei weeten? So ogenblicklich söhrt hei Meß (Miß)." — Tableau! —

Vermischtes vom Tage.

— Mitgefungen. Eine wenig erfreuliche Ueberraschung ist — wie die "Lüchower Kreiszig." aus Schuega meldet — 129 Familienvätern aus Schuega und Umgegend bereitet worden. Die Klage des Pastors Budde in Schuega auf der letzten Synode zu Lüchow, daß in Schuega Kinder an öffentlichen Tanzlustbarkeiten theilnehmen, ohne daß die Polizei dagegen einschreite, hat Früchte getragen. Der Gendarm Hille aus Bergen hat die Väter aller Kinder, welche an dem letzten Centesert theilgenommen hatten, zur Anzeige gebracht, und das Landrathszamt zu Lüchow hat jeden der Betheiligten mit einem Strafbefehl über 1 Mark bedacht, darunter auch Herrn Pastor Budde selbst. —

— Beim Brande eines Arbeiterhauses in Groß-Tillendorf, Kreis Stuhm, sind zwei Kinder verbrannt. Zehn Personen sind verletzt worden, darunter drei sehr schwer. —

— Eine Versammlung von Dresdener Stadtverordneten, Künstlern und Kunstfreunden beschloß, im Jahre 1899 in Dresden eine deutsch-nationale Kunst- und Kunstgewerbliche Ausstellung zu veranstalten. —

— In Nendingen bei Tuttlingen liegt ein 11 jähriges Mädchen schon seit über 50 Tagen in schlafstüchtigem Zustande, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, im Bette. —

— In München ist ein Gendarmeriestations-Kommandant flüchtig gegangen. Er soll ein Fahrrad gestohlen und verfehlt haben. —

— Im Wahnhohe zu Budapest hat ein Rentner seinen Schwiegersohn, einen Baumunternehmer, niedergeschossen. —

— In einem Kohlen-Bergwerk bei Fünfkirchen (Ungarn) hat eine Gasexplosion stattgefunden. Ein Arbeiter wurde getödtet, mehrere verwundet. —

— Drei Artilleristen und ein Eingeborener sind in Numea (Neucaledonien) durch die Explosion eines Melanitgeschosses getödtet worden. Einige andere Soldaten wurden verwundet. —